

innere Schüchternheit, die er nie verloren hat, Herr werden, was ihn oft zu jenen verblüffenden Aeußerungen brachte. Er hatte seine Kühnheit nicht ganz in der Gewalt, und so kam sie zuweilen als Frechheit oder Unverschämtheit zum Vorschein. Der Stoß, den er seiner Schüchternheit in den Rücken gab, er konnte ihn nicht mesurieren und so warf er sich selber weit übers gewünschte Ziel hinaus, rieb sich die Knochen, verlegen. Mit einer starken, wie Zwang wirkenden Neigung, rigoros nach der von ihm gemäß erkannten Fassung zu leben, beherrschte er das Mittel dazu nicht und immer weniger, je stärker er und je gewohnter er wurde, sich in seiner Literatur das Mittel zu schaffen.

Die Definition, die einmal Eduard von Keyserling von Wedekinds Wesen gab: halb Marquis des 18., halb Gymnasiast des 19. Jahrhunderts, war für die Jahre von Wedekinds Münchener Aufenthalt um 1905 etwa, bevor er für ein paar Jahre nach Berlin ging, nicht ganz untreffend. Er übertrieb in dieser Gesellschaft, die weiter keinerlei gesellschaftliches Konvenü besaß, Politesse bis an die Grenze des Lächerlichen, hier besonders Lächerlichen, wo Keyserling nicht nur der Graf, der wenn auch verarmte, war, sondern ihn sich auch noch vorspielte, mit Max Halbe als Gutsverwalter, zu dem man mit einigem leise markierten Abstand du sagte. Frank übertrieb nicht aus Ironie, sondern aus Unsicherheit. Und schlug dann wieder aus, wenn ihn das Fell juckte und er in die Einförmigkeit dieses halb spießhaften, halb bohemehaften Lebens Bewegung bringen wollte, das Hoppla einstiger Jugend. Diese brav kleinbürgerliche Literaten- und Schauspielergesellschaft der „Torggelstube“ ließ ihn keine kühneren Möglichkeiten finden als so kleine Bosheiten, Klatsch und kaum zwei Gassen weit reichende Intrige, was alles immer damit endete, daß der oder jener mit Frank „böse“ war. „Man lebt hier wie in einer Gruft“, so erklärte er mir damals seine kleinen Streiche, die ihm von Keyserling den Gymnasiasten eintrugen zu dem Marquis. Was dann für die letzten zehn Jahre des Münchener Lebens nicht mehr stimmte: da hatte der korpulenter Gewordene sich damit abgefunden, es für „das Leben“ zu halten. Es gab eine Frau, es gab Kinder, und die Pferde wurden längst nicht mehr an die grünen Zirkuswagen gespannt, als er Bismarck fürs Theater verarbeitete wie irgendein Konfektionär dieser Branche, oder die Koffer packte, um „bei Nacht und Nebel“, wie er zu sagen liebte, los zu fahren in die Städte, wo es Theater gab, zusammen mit seiner Frau Tilly den Kammersänger oder den Hetman zu spielen, heute da, morgen dort, mehr des Brotes und immer weniger der geliebten Schminke wegen. Er mußte, wie er sagte, seine Stücke selber spielen, damit sie gespielt wurden. Und dann war, schließlich, diese Theaterspielerei auch Ersatz geworden für die Abenteuer der jüngeren Jahre, um so mehr, als diese in den daraus gemachten Stücken erstarrt waren. Spielte er darin, vivifizierte er sie wenigstens zu einem Scheindasein von zwei Stunden. Vielleicht war auch der Unterschied zwischen dem ehemals wirklich Erlebten und dem jetzt Gespielten gar nicht so groß, sicher kleiner als Frank selber glaubte, der keinen Grund hatte, die Zauberer so zu bewundern, die aus Dreck Gold machen. So stark auch sein Sinn für elementare Wirklichkeiten war. In einer Schwertkellernacht wollte einmal der humorige Hartleben das schweizerische Lied, das ein Trüppchen trinkender Wehrleute am Nebentisch im Chore sang, mit dem Mitklingenlassen seiner Tenorstimme verschönen. Die Schweizer sahen darin eine Verspottung